

Evolutionismus in naturphilosophischer Kritik

Von Reinhard Löw

Wenn im folgenden der Evolutionismus einer Kritik unterworfen wird, so ist von vornherein darauf zu verweisen, daß er sich wesentlich unterscheidet von der *Evolutionstheorie*, so wie sie von Darwin zuerst konzipiert wurde. Im ersten Abschnitt wird daher diese Unterscheidung zu präzisieren sein, da im zweiten der Evolutionismus naturphilosophisch kritisiert wird. Der dritte Abschnitt schlägt eine Vermittlung von Evolutionstheorie und Philosophie vor, welcher zugleich die Spannung zwischen ersterer und dem christlichen Glauben beseitigen soll.

EVOLUTIONISMUS UND EVOLUTIONSTHEORIE

Der Gedanke eines Zusammenhanges der Lebewesen im Sinne nicht eines statischen Schöpfungs-Nebeneinander, sondern eines dynamischen Nach- und Auseinander gehört erst dem 19. Jahrhundert an. Zuerst in der Naturphilosophie des Deutschen Idealismus anzutreffen, wurde er – aus eben diesem Grunde – von der positiven Naturwissenschaft verworfen, um dann in der genialen Synthese Darwins ein Fundament aus ökonomischen, genetischen, populationsgeographischen Befunden zu erhalten, von dem aus der Siegeszug des sog. Darwinismus begann. Kernstück dieser Theorie war der spezielle Mechanismus, gemäß welchem sich Lebewesensarten höher entwickelt haben sollen: die »natürliche Zuchtwahl« (*natural selection*), die aus dem Substrat variierender Organismen einer Art die besser angepaßten begünstigt und über viele Einzelschritte hinweg zum Artenwandel führen kann. Das dem Gedanken des Artenwandels bis dahin am stärksten widerstrebende Faktum, nämlich die Sterilität von Hybriden, erkannte Darwin nicht an: er nahm vielmehr den Artenwandel als evident und die Sterilität von bestimmten Hybriden als noch zu erklärende Ausnahme (nach W. Stegmüller das »Paradigma eines Paradigmenwechsels«). Als Hauptbeweise für die Wahrheit seiner Theorie galten für Darwin aus der Paläontologie die Rekonstruktion von Arten-Entwicklungsreihen und das Auffinden von *missing links* (Arten-Verzweigungspunkte) sowie aus der Embryologie das (heute als falsch erwiesene) biogenetische Grundgesetz: daß die Phylogenese in der embryonalen Ontogenese wiederholt werde. Korrekturen an Darwins ursprünglichem Konzept (etwa an der von ihm noch vertretenen Vererbung erworbener Eigenschaften), Erweiterungen und neue Stützungen durch Molekulargenetik, Verhaltensforschung, Kybernetik und Systemtheorie

haben dem biologischen Darwinismus, d. h. der Evolutionstheorie im engeren Sinne, innerbiologisch den Platz einer kaum mehr angezweifelten Theorie verschafft – auf philosophische Probleme wird allerdings noch einzugehen sein.

Schon früh reizte diese Theorie zu ihrer Ausweitung in eine universale Weltanschauung: Wenn die Evolutionstheorie Darwins nämlich als Erklärungsgrundlage der lebendigen Welt zureichte und zugleich der Mensch in einem lückenlosen Zusammenhang mit diesem natürlich Erklärbaren stand, dann war nicht einzusehen, warum sich nicht auch alle spezifischen Leistungen des Menschen, Bewußtsein, Sprache, Erkenntnis, Handeln, Institutionen, Religion usf. durch sie erklären lassen sollten. Die Popularisierungen des Darwinismus bei Ernst Haeckel und Herbert Spencer verstanden sich dann auch als Religionsersatz. Und die Übereinstimmung dieses weltanschaulichen Darwinismus, der im folgenden Evolutionismus genannt wird, mit dem Materialismus erweckte den Anschein, als würde der eine jeweils den anderen beweisen – eine Übereinstimmung, die sich heute wieder ganz aktuell zwischen der evolutionären (besser: evolutionistischen) Erkenntnistheorie und dem dialektischen Materialismus des Marxismus findet.

Der Evolutionismus, also der Darwinismus als Weltanschauung, hat als Fundament weder den Artenwandel noch den speziellen Mechanismus zu dessen Erklärung, sondern die These von der natürlich-kausalen Erklärbarkeit sämtlicher Phänomene und Vorgänge der menschlichen und außermenschlichen Wirklichkeit. Daraus ergibt sich eine wichtige Konsequenz: das Verbot der Teleologie, des Prinzips der Zweckmäßigkeit und Zielgerichtetheit, als Erklärungsprinzip der Natur. Das bedeutet, daß sich nirgends im Verlaufe der Evolution ein Phänomen findet, das einen Zweckcharakter hätte. Es hat sich also nichts entwickelt, *damit* ein besserer Lebenserfolg erzielt würde, sondern unter allem sinnlos Entstandenen hat sich dasjenige erhalten, was zufällig am besten den äußeren Bedingungen angepaßt war. Und das gilt für alle Phänomene, die primitivsten wie die höchsten in der Kultur des Menschen. Ein Beispiel mag das für die evolutionistische Erklärung der Entstehung von Religion verdeutlichen.

Zwei feindliche Stämme A und B wohnen in einer gemeinsamen Region, die für beider Bedürfnisse nicht ausreicht. Weder A noch B wollen das umstrittene Gebiet räumen. Zur Moral von A gehört ein Unsterblichkeitsglaube mit einem guten Gott, der tapfere Krieger im Jenseits belohnt, zur Moral von B gehört der Glaube an einen grausamen Totengott. Nun hat zwar der Glaube von B immer noch einen Selektionsvorteil gegenüber anderen Stämmen, die gar nichts glauben, weil B sich um seine Lebenssicherung mit mehr Elan kümmert als jene. Aber im Kampf mit A ist B glatt unterlegen: die Krieger von A sind tapfer und riskieren den eigenen Tod.

Auch für dieses Gedankenbeispiel gilt, daß sich Moral und Glaube von

A nicht etwa herausgebildet haben, *damit* sich A besser behauptet, sondern A behauptet sich besser, weil sich diese Moral, dieser Glaube herausgebildet hat; zwar kann es sogar sein, daß in den Frühstadien dieser Entwicklung bestimmte intelligente Mitglieder von A, Magier, Medizinmänner, Priester (Herausgeber internationaler katholischer Zeitschriften?) diesen Vorteil erkannten und bewußt weiterbildeten (sogar ohne daß es nötig gewesen wäre, selber daran zu glauben), aber der Ursprung dieses Vorteils verliert sich im Dunkel des Zufalls, und zwar, wie der bekannte Soziobiologe Richard Dawkins behauptet, auf der Ebene der Meme, gewisser intellektueller Informationsmuster im Gehirn (analog den materiellen Genen), die sich in ihrer eigentümlichen Dimension wie Gene verhalten, sich reproduzieren, mutieren können, Verhalten und Denken steuern. So befällt das Gottmem, wenn es einmal zufällig in einem Gehirn entstanden ist, »wie ein Virus die Gehirne anderer Menschen und breitet sich sehr schnell aus«. Den verschiedenen Varianten des intellektuellen Virus entsprechen die verschiedenen Religionen – auch sie in ihrer lokalen Verteilung jeweils den Umständen bestangepaßt, auch sie – wie Gene – egoistisch und expansionsstüchtig. Die Soziobiologen Wilson und Dawkins glauben, mit dieser verbesserten Erklärung der Religion (im Vergleich zu Nietzsches oder Haeckels Herrschaftswillen der ressentimentalen Priesterkaste) ihr endgültig den Garaus gemacht zu haben. Aber nicht einmal diese Konsequenz muß man ziehen: Der Verhaltensforscher W. Wickler, der zwar die Erklärung für gelungen hält, aber darüber hinaus feststellt, daß man sich psychophysisch besser fühlt, wenn man an Gott glaubt, Wickler sagt, genau deswegen glaube er an ihn.

So ähnlich versteht auch H. v. Ditfurth die Religionen. Ihre Existenz ist gerechtfertigt als Tröstungsinstanz und u. U. als Stabilisierungsinstanz von Gesellschaft und Institutionen. Was aber konkrete Glaubensaussagen anlangt, die mit dem evolutionistischen Weltbild in Konflikt kommen, so wird Ditfurth in seinem Buch »Wir sind nicht nur von dieser Welt« recht deutlich: Jesus Christus war nicht Gottes Sohn, von Wundern, Auferstehung, Himmelfahrt, Vergebung der Sünden, Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Jesu Christi zu reden, ist alles Humbug. Was sich nicht restlos ins evolutionistische Weltbild integrieren läßt, wird eliminiert. Und dabei nennt Ditfurth dies auch noch »ein Angebot an die Kirchen«. Es scheint fast Rückschlüsse auf den Zustand der Kirche zuzulassen, daß man auf die Idee kommen kann, ihr solche Angebote zu machen. Und noch mehr, daß Ditfurth für katholische wie evangelische Akademien und Institutionen zuständiger und umjubelter Referent für das Verhältnis von Glaube und Naturwissenschaft ist.

Die Frage ist, ob man auf die Herausforderungen des Evolutionismus nun nur noch durch Fundamentalismus oder Rückzug, Kopfschütteln und Beten reagieren kann. Ihr wird im nächsten Abschnitt kritisch, im dritten konstruktiv nachgegangen.

KRITIK DES EVOLUTIONISMUS

Die Kritik des Evolutionismus spaltet sich in zwei Teile auf: zuerst die Kritik an der weltanschaulichen Interpretation der Evolutionstheorie, danach die Kritik an dieser Weltanschauung selber. Erstes ist deswegen so wichtig, weil gewöhnlich Theorie und Weltanschauung gar nicht sauber unterschieden werden. Kaum jemand käme nämlich heutzutage mehr auf die Idee, von der Evolutionstheorie in dem Sinne von einer Hypothese zu sprechen, daß sie auch als ganze falsch sein und durch eine ganz andere ersetzt werden könnte. Nun ist zwar die Überzeugung von der Richtigkeit der Hypothese, mit der man beschäftigt ist, ein fast unverzichtbares Element dafür, daß man sich gerne mit ihr weiter beschäftigt (dies gegen Popper). Sie darf aber erstens nicht dazu verführen, diese Überzeugung mit der Wahrheit selber zu verwechseln, und zweitens nicht dazu, dann diese »Wahrheit« auf sachfremde Bereiche bis hin zur kompletten Weltanschauung auszudehnen.

Evolution als Gegenstand einer naturwissenschaftlichen Theorie

Wenn man den Anspruch des Evolutionismus zurückweisen möchte, er sei nur die Universalisierung einer »wahren« (oder »zutreffenden«) Theorie, dann legt sich als erster Schritt nahe, den zweiten Teil des Anspruchs zu untersuchen: die »wahre Theorie«. Denn schon dieser Teil des Anspruchs legt den Grund am Scheitern des Evolutionismus, wenn er seiner eigenen Voraussetzungen nicht mehr gewärtig ist.

Als die »neuen Naturwissenschaften« inauguriert wurden, im 16. und 17. Jahrhundert von Bacon, Galilei, Descartes und anderen, war man sich dieser Voraussetzungen noch wohl bewußt. Sie waren doppelter Natur, praktische Interessen und zugehörige theoretische Abstraktionen. Die praktischen Interessen sind leicht hergezählt: »Wissen ist Macht« schreibt Bacon; Descartes gibt als viertes Postulat seiner provisorischen Moral »Treibe Wissenschaft!« an mit der Begründung: »damit wir uns zu Herren und Meistern der Natur machen«, und Hobbes schließlich formuliert in bewußt radikaler Abwendung von dem, was vorher »Wissen« bedeutet: »Ein Ding kennen heißt, wissen, was man damit anfangen kann, wenn man es hat.« Seit Platon und Aristoteles hatte »ein Ding kennen« heißen, wissen, was und wie es selber ist, unabhängig davon, was ein Mensch damit anfangen kann. Was ein Ding selber ist oder was es will, das zu wissen, konnte eher bei einer effektiven Beherrschung natürlicher Dinge stören (z. B. die Schmerzempfindlichkeit von Tieren). Dieses praktische Interesse an Naturbeherrschung erforderte die entsprechenden theoretischen Prämissen. Von den vier aristotelischen Bewegungsarten und Qualitätsänderungen beherrscht der Mensch genuin nur eine, die Ortsbewegung, während die anderen anläßlich von Ortsveränderun-

gen auftreten (aber ohne daß darauf der Mensch einen Einfluß hätte), und dementsprechend kann er selber nur eine der vier Ursachen, die *causa efficiens*, sein, welche sich die *causae materiales* dienstbar macht. Die Prinzipien, die die neue Naturwissenschaft unter dem praktischen Primat auszuzeichnen hätten, lagen also auf der Hand: die Quantifizierbarkeit des Prozesses (der Bewegung), seine Reproduzierbarkeit, seine Prognosefähigkeit. Wovon abzusehen war, lag ebenso auf der Hand: von Leben, von Subjektivität, von natürlichen Tendenzen und Zwecken, von Schönheit in der Natur. Natur wurde reduziert auf eine dem Menschen gegenüberstehende »ausgedehnte Sache« (*res extensa*), deren Erforschung primär ein Problem der Geometrie, später der Physik, im 19. Jahrhundert der Chemie wurde.

Zweierlei ist hierzu zu bemerken. Erstens sind diese Abstraktionen zunächst einmal nicht nur berechtigt, sondern sogar geboten, wenn der Mensch auf Dauer seinen Schutz und sein Fortkommen gegenüber der Natur sichern will. Was nicht passieren darf, ist, daß er diese Abstraktionen des Anfangs vergißt, denn dann legt sich auch ohne Evolutionismus die Übertragung auf den menschlichen Bereich nahe. Auch der Mensch ist Teil der *res extensa* mit seinem Körper. Auch seine Handlungen und Erkenntnisse können unter dem Aspekt des Quantifizierbaren, Reproduzierbaren, Prognosefähigen gesehen werden, und diese Auffassung ist heute von der naturwissenschaftlichen Medizin bis hinab zur Molekulargenetik von größter Valenz. Der letzte Schritt des Verkennens der Prämissen aller Naturwissenschaft ist dann aber ihre Anwendung auf jene Phänomene, von denen am Anfang abstrahiert wurde, auf Leben, Subjektivität, natürliche Tendenzen, Schönheit in der Natur: weil sie im Rahmen des evolutionistischen Weltbildes nicht rekonstruiert werden können, gebe es sie auch nicht. Dies noch soziobiologisch erweitert, gelte dann auch beim Menschen, in dessen Sphäre also Erkennen, Sittlichkeit, Kunst, Religion auch nicht in dem Sinne vorkommen, wie sie sich selbst verstehen. Von diesem »letzten Schritt des Verkennens« wird gleich noch die Rede sein. Hier ist festzuhalten, wovon eine sich ihrer naturwissenschaftlichen Voraussetzungen bewußte Evolutionstheorie nicht handeln kann. Von der ganzen Sphäre menschlicher Sinnphänomene kann sie nicht handeln, von Liebe, Schönheit, Kunst, Glaube und von der Sphäre der Zwecke und Zweckmäßigkeiten in der Natur ebensowenig. All dies wurde am Anfang ja (und berechtigt) ausgeklammert, es gibt hier nichts zu »rekonstruieren«. Das wäre just so, als sähe man bei einer Volkserhebung von der Frage nach der Konfession ab und am Ende stellte man fest, es gebe nur konfessionslose Atheisten im Volk.

Eine sich ihrer Interessen und Voraussetzungen bewußte naturwissenschaftliche Theorie, also auch die biologische Evolutionstheorie, »bleibt bei ihrem Leisten«: sie weiß, wo ihre Erklärungsbefugnisse enden.

Evolution als Fundament einer Weltanschauung

Für die Kritik des Evolutionismus greife ich drei Argumente heraus: das der Selbstaufhebung seines Wahrheitsanspruches, das des eingeschränkten Erklärungsbegriffs, das des falschen Ausgangspunktes für Erklärungen.

1. Das erste Argument gegen den Wahrheitsanspruch des Evolutionismus ist recht einfach. Gesetzt nämlich, diese Weltanschauung wäre wahr: Wie nimmt sie sich in ihrer eigenen Sicht aus? Zunächst einmal ist sie selbst auch ein Vorkommnis im Verlauf der Evolution, genauer der Evolution des Kognitiven. Sie stellt eine Kombination bestimmter Begriffe (= Informationsmuster des Gehirns) dar, welche von bestimmten Menschenmaschinen hergestellt werden. Diese machen das gemäß ihrer genetischen Determination; es ist näherhin die Überlebensstrategie dieser Menschmaschinen, die mit dem Aufstellen und Verbreiten der Weltanschauung ihren Selektionsvorteil suchen. Um diesen zu sichern, nennen sie die Weltanschauung »wahr«, auch wenn es vom eigenen Standpunkt aus absolut sinnlos ist. »Wahrheit« könnte, wenn überhaupt, nur »Durchsetzungserfolg« bedeuten. Zwar gibt es sogar so etwas wie Diskussionen über den Evolutionismus. Aber das sind dann Versuche zweier oder mehrerer Computer, einander wechselseitig ihre Programme aufzuzwingen. Wäre der Evolutionismus wahr, dann könnte er nicht nur Erkennen, Kunst, Moralität, Glaube erklären, er könnte und müßte sogar sich selbst erklären. Die Wahrheit des Evolutionismus besteht letzten Endes darin, daß es so etwas wie Wahrheit überhaupt nicht geben kann, also auch dieser Satz nicht wahr sein kann. Der Evolutionismus ist der gigantisch aufgeblasene Satz des Kreters, der sagt, daß alle Kreter lügen. Wenn er wahr ist, ist er gelogen, und wenn gelogen, dann wahr. Der Evolutionismus ist nichts als der wissenschaftlich angestrichene Ausdruck eines ebenso paradoxen wie radikalen theoretischen Nihilismus. – 2. Im Evolutionismus heißt es gewöhnlich, man unterwerfe sich im Prinzip bei seinen Erklärungen der methodischen Exaktheit der Naturwissenschaften, und das heißt, dem sog. Hempel-Oppenheim-Schema der Erklärung. Demgemäß gilt ein Ereignis B als erklärt, wenn zwischen ihm und einem (oder mehreren) vorhergehenden Ereignis A ein gesetzmäßiger Zusammenhang aufzuweisen ist. A gilt dann als Ursache von B. Es ist nicht anzuzweifeln, daß dieses Erklärungsschema für viele, und zwar vor allem naturwissenschaftlich-technische Ereignisse und Prozesse tauglich ist. Es stößt indes an drei wesentliche Grenzen: erstens ist es an den menschlichen Handlungsbegriff geknüpft. Der Mensch setzt willkürlich ein B als zu erklärendes Ereignis, variiert dann ebenso willkürlich verschiedene Ausgangsbedingungen A, um zu sehen, ob sich dabei B mitverändert. Durch den gesetzmäßigen Zusammenhang ist dann der Zusammenhang zwischen beiden so hergestellt, daß der Mensch, wenn er B haben will, nur noch A machen muß. Für die Praxis also taugt das

Erklärungsschema; wegen der interessensbedingten Willkür der Setzungen A und B wird aber über das *Sein* von B gar nichts ausgesagt, sondern nur, unter welchen Bedingungen sein Auftreten steht. Hier zeigt sich sogleich die zweite Grenze. Dadurch, daß in diesem Erklärungsschema vom Sein der Phänomene gar nicht die Rede ist, kann dieses Sein natürlich auch nicht gemäß des Schemas erklärt werden. Materie und Naturgesetze, Mutation und Selektion usf. sind interessante Prinzipien für physikalisch-chemische Vorgänge. Sie erklären aber nicht das Auftreten von Leben überhaupt, von Lebewesensarten, von Bewußtsein, Sittlichkeit usf. Wer dies für möglich hielte, verwechselte die philosophischen Begriffe Ursache und Ursprung (H.-E. Hengstenberg), resp. indentifizierte fälschlich Gewordensein und Sein (R. Spaemann). Die dritte Grenze des Erklärungsschemas ergibt sich aus diesem Zusammenhang. Es kann nämlich prinzipiell nicht taugen für evolutionistische Erklärungen des Auftretens von Neuem, neuen Qualitäten und Arten im Verlauf der Evolutionsgeschichte, obwohl es genau dazu ja ausersehen sein sollte. Für die Erklärung des Neuen treten drei Erklärungsvarianten auf, von denen zwei aber nur Scheinerklärungen sind: gemäß der reduktionistischen Erklärung ist das Neue gar nicht wirklich neu, weil es sich nur um eine zeitlich spätere Variante des vorher schon Dagewesenen handelt. Alles Leben, alle Qualitäten sind restlos auf Materie und Naturgesetze zurückzuführen. Gemäß der zweiten, der präformationistischen Erklärung ist das Neue auch nicht neu, weil es im Alten bereits vorgebildet ist und nur »ausgewickelt« werden muß. So heißt es, daß Freiheit bereits den Bausteinen der Atome zugeschrieben werden muß, damit sie beim Menschen wahrhaft auftreten kann. Gemäß der dritten Erklärungsvariante, der creationistischen, ist das Neue wirklich neu, kann aber gar nicht vom Hempel-Oppenheim-Schema erfaßt werden, weil die Rede vom Ursprung, nicht von der Ursache (außer der göttlichen) ist. Zwar gibt es diese letzte Variante auch in einer säkularisierten Form, als *Emergentismus* bei E. Mayr resp. als *Fulgurationstheorie* bei K. Lorenz. Beide aber münden, logisch analysiert, entweder in den Reduktionismus oder in den Creationismus, je nachdem, ob das Neue wirklich neu ist oder nicht. — 3. Gemäß dem Evolutionismus ist der Ausgangspunkt für die »wissenschaftliche« Erklärung aller Phänomene der Wirklichkeit der Urknall mit seiner Entstehung von Materie und Naturgesetzen, denen dann später Mutation, Selektion usf. als Erklärungsprinzipien folgen. In Wahrheit ist aber der Ausgangspunkt für Erklärungen aller Art, einschließlich der naturwissenschaftlichen, unsere je eigene Erfahrung unserer jetzigen Wirklichkeit. Erfahrung meint nicht privilegiert die naturwissenschaftliche Erfahrung mit ihren Kennzeichen der Quantifizierbarkeit, Reproduzierbarkeit, Prognosefähigkeit, sondern »Erfahrung« ist zunächst nichts als der Oberbegriff für alle möglichen Erfahrungen, denen ich passiv ausgesetzt bin oder die ich aktiv mache. Die bedeutsamsten Erfahrungen im Leben sind

gewöhnlich gerade nicht reproduzierbar, sondern haben Einmaligkeitscharakter: das Schaffen oder Erfassen eines Kunstwerks, die eine große Liebe, das Glaubenserlebnis. Wer das alles (wie der konsequente Evolutionist und Soziobiologe) für Illusionen hält, den muß man nach seiner Kompetenz für diese These fragen. Wen nämlich pflegen wir als kompetent für eine gewisse Art von Erfahrungen anzusehen: den, der sie gemacht hat, oder den, der keine Ahnung davon hat? Wer kann kompetent über Liebe reden: der glückliche Familienvater oder der regelmäßige Bordellbesucher? Und wer ist kompetent, die Schönheit des Streichquartetts von Anton Bruckner zu beurteilen: der unmusikalische Fachmann für Akustik oder der Musikliebhaber, der sie vielfach gehört hat? Am brisantesten ist natürlich die Frage für den Glauben: soll gerade der Glaube von denjenigen »objektiv« beurteilt werden können, die wie E. Haeckel Gott für ein gasförmiges Wirbeltier, die wie K. Marx die Religion für Volksoopium oder die wie H. v. Dittfurth die christlichen Glaubenszeugnisse für evolutionistisch obsolet halten? Die konkrete Erfahrung der Wirklichkeit ist Ausgangslage aller Erklärungen. Erfahrung von Sinn, von Einmaligkeit, von Größe, Schönheit, Liebe sind nicht nur nicht weniger »real« als die naturwissenschaftliche Erfahrung, sondern sie verleihen umgekehrt dieser erst eine Dimension, die sie von sich selbst her nicht hat. Wenn ein großer Naturwissenschaftler mit gutem Recht von seiner Erfahrung, Berufung, Verantwortung spricht, dann meint er »Erfahrung« ja bestimmt nicht im Sinne von Quantifizierbarkeit oder gesetzmäßiger Reproduzierbarkeit. Weil »Naturwissenschaft betreiben« selbst menschliche Handlung mit hohem Anspruch und hoher Würde ist, gehört ihr auch ein Ehrenplatz in der menschlichen Kultur. Nur wenn sie, als Evolutionismus, daranginge, alle übrigen Ehrenplätze zu zerstören, sind Klarstellungen vonnöten. Immanuel Kant, sicher der Naturwissenschaft nicht feindlich gesonnen, hat nicht nur die menschliche Freiheit dem Zugriff eines physikalischen Determinismus entzogen, und er hat nicht erst in der *Kritik der Urteilskraft* mit der Organismus-Erfahrung, welche uns »nötige«, auf den Begriff des Zweckes zu reflektieren, den terminologischen Erfahrungsbegriff der *Kritik der reinen Vernunft* gesprengt. Schon daß der »bestirnte Himmel über mir« Ehrfurcht hervorbringe, ist solch ein Wink aus dem Reich der Dinge an sich, welche die Anmaßungen einer falsch sich verstehenden Naturwissenschaft ebenso zurückweist wie die einer auf die Ontologie übergreifenden Transzendentalphilosophie.

EVOLUTIONSTHEORIE UND PHILOSOPHIE

Im vorigen Abschnitt wurden die Ansprüche des Evolutionismus zurückgewiesen, mit seinen Erklärungen etwas am Sein der Phänomene zu bestimmen, was über ihre materiellen Bedingungen und gesetzesartige Verknüpfungen

mit anderen Phänomenen hinausgeht. Der Evolutionismus handelt nur in jener abstrakten Weise von Wirklichkeit, wie Telefonnummern vom Wirklichsein ihrer Besitzer handeln. Damit ist ein anderes Problem noch nicht geklärt: welchen Status dann eine vernünftige Evolutionstheorie hat, welche der Lust an der ideologischen Ausweitung in den Evolutionismus hinein widersteht? Welchen Status haben ihre Befunde, die der Paläontologie, Molekularbiologie, Verhaltensforschung? Macht man es sich als Philosoph nicht zu leicht, wenn man diese empirischen Evidenzen einfach wegschiebt?

In der Tat, das Beiseiteschieben würde in den Fundamentalismus münden. Sehen wir daher zunächst die Befunde an. Die paläontologischen bezeugen, daß es zu verschiedenen erdgeschichtlichen Epochen verschiedene Lebewesenarten gegeben hat. Sie sind einander vielfach ähnlich bis hin zu Abstammungsreihen, die eine Kontinuität der Formen nahelegen. Zwar ist die Beweiskraft von *missing links*, besonders bei der menschlichen Abstammung, umstritten – meist sind es doch bereits spezielle Formen des einen oder anderen Astes, dessen Verzweigung sie sein sollen –, und umstritten sind auch die bisherigen Erklärungen für Großmutationen, aber an der horizontalen (also gleichzeitigen) wie vertikalen (also evolutionären) Verwandtschaft der Lebewesenarten kann eigentlich kein Zweifel sein. Das gilt für die molekularbiologischen Befunde der Gensequenzen, der Enzyme und Hormone usf. nicht minder. Problematischer ist dies bei den Befunden der vergleichenden Verhaltensforschung: zwar läßt sich, besonders bei höheren Tieren, eine vielfältige Analogie zu menschlichen Handlungsweisen feststellen, so daß Evolutionisten felsenfest von Mutterliebe, Treue, Freundschaft, aber auch Betrug und Lüge usf. im Tierreich sprechen, die sich dann nur noch komplexer und im Bewußtsein beim Menschen finde. Das aber ist ein klassischer Fehlschluß. Was wir bei Tieren beobachten können, sind nämlich nicht Mutterliebe oder Freundschaft, sondern es sind bestimmte Bewegungen (Verhaltensweisen), die wir als Mutterliebe oder Freundschaft *interpretieren*, und zwar unter der stillschweigenden, aber unabdingbaren Voraussetzung, daß wir authentisch aus der menschlichen Sphäre (Erfahrung) wissen, was Mutterliebe und Freundschaft sind *im Unterschied* zu irgendwie gesehenen Bewegungen. Vor der sog. Moralanalogie steht die Moral, der Rückschluß von jener auf diese ist unzulässig. Was bleibt, sind die abgestuften Ähnlichkeiten der Verhaltensweisen, der Molekularsequenzen, der Arten in verschiedenen Epochen. Nur: was beweisen sie? Beweisen sie nicht das natürlich-kausale Auseinander-Hervorgehen der Arten bis hinauf zum Menschen? Mitnichten. Sie zeigen Gemeinsamkeiten hinsichtlich der materiellen, inneren und äußeren Bedingungen, unter welchen Lebewesen stehen und immer gestanden haben. Schon der Artbegriff ist problematisch, denn er ruht auf einem Ähnlichkeitsbegriff, und Ähnlichkeit ist immer rückgebunden an ein diese Ähnlichkeit erkennendes Bewußtsein. Ein objektiver Artbegriff, wie er

über die Fruchtbarkeit der Nachkommenschaft versucht wurde (Buffon, Kant), hat zwar viel für sich, widerspricht aber direkt dem Darwinismus. Darwin selbst vermied es wohlweislich, den Begriff »Art« zu definieren. Ganz problematisch ist es aber, von einem Auseinander-Entwickeln der Arten zu sprechen oder einem Sichentwickeln der einen zu einer anderen Art. Sein Leben erhält ein Individuum immer von einem oder zwei anderen Individuen. Wie sollte der Satz auch sinnvoll sein, daß sich mein Vater zu mir oder ich mich zu meinem Kind entwickelt habe? Schon im Ausdruck »sich fortpflanzen« versteckt sich eine sprachliche Falle: ich pflanze ja nicht *mich* fort, sondern anlässlich des »Fortpflanzung« Genannten entsteht ein eigenes Ich, das selber etwas ist und gerade nicht ein durch mich restlos Erklärbares.

So bleibt der Evolutionstheorie der Status einer Theorie über die Bedingungen und deren Veränderung, unter welchen sowohl Individuen und Arten stehen sowie irreduzibel neue auftreten können im Verlauf kleinerer oder größerer Zeiträume. Bedingungen bringen aber das Bedingte weder hervor, noch erklären sie es. Und unter christlichen Vorzeichen kann man dies nun direkt umkehren. Es heißt immer, die Kirche beharre auf dem Dogma der Unveränderlichkeit aller Arten der Schöpfung, und es sei ihr unmöglich, Evolution bis zum Menschen hin zu denken. Das ist unzutreffend. Augustinus wie Thomas haben den Weg für die richtige Argumentation gewiesen: daß die Schöpfung in horizontaler wie vertikaler Weise begriffen werden muß, daß die göttlichen Schöpfungsgedanken für ihn zwar alle zugleich sind, daß sie aber dennoch in einem zeitlichen Nacheinander auftreten können. Auch der Zusammenhang mit dem Anorganischen ist kein Problem: Adam wird schließlich aus Lehm gebildet. Aber er erschöpft sich nicht in Lehm. Das Auftreten der Arten ist nicht als das (unlogische) Hervorgehen des Bedingten aus den Bedingungen zu verstehen, sondern als das Einrücken von Materiellem in Artlogoi (Platon würde sagen: in Ideen), welche den Schöpfungsgedanken Gottes entsprechen. Kommt es zu einer »Änderung der Art« (besser: zu einem Auftreten einer nah verwandten zu einer anderen Art, schließlich muß die alte durchaus nicht aussterben!), sei es durch eine plötzliche, u. U. künstliche Mutation (bisher nicht gelungen!), sei es durch allmähliche populationsgenetische Isolation, so rücken die der neuen Art zugehörigen Individuen ein in den neuen Artlogos, ohne daß wir von einem Auseinander im kausal erklärenden Sinne sprechen dürften. Es entstehen nicht Tiere *aus* dem Pflanzenreich, sondern *im* Pflanzenreich, und der Mensch nicht *aus* dem Tierreich, sondern *im* Tierreich, und wenn wir die Spekulation weiterführen und einem Evolutionisten zugeben wollten, daß der erste Mensch in einer Affenkolonie entstand, selbst mit Affenvater und Affenmutter, so ist der Schöpfungsakt des Menschen als Menschen durch Gott so, daß jene eben nicht mehr Vater und Mutter sind, sondern er nun Kind Gottes ist und den einen, seinen wirklichen Vater hat.